Im Wirkungskreise der Frauen.

„Rühr-Mich-Nicht-An!"

Da wächst bei uns ein kleines, zartes, [illegible] Blümchen. Im Volksmunde [illegible] es „Touch-me-not". Sowie du es [illegible]st, schließt es seine Blüte und es [illegible]rt lange, bis es sich von seinem aus[illegible]denen Schrecken erholt hat und sich [illegible]r ans Licht der Sonne wagt.

[illegible] Leben gibt es viele solcher Men[illegible]. Sie dienen oft den Spöttern [illegible] Ziel. Mit Unrecht! Denn es ist [illegible] gutes, aber leicht verwundbares [illegible]rz, das eine solche Natur zwingt, sich [illegible]nter der Schranke eines reservierten [illegible]esens zu verbergen. Ein solcher Charakter fürchtet den rauhen Hauch des Lebens und um sich dagegen zu schützen, nimmt er selber ein unnatürliches, rauhes Aeußere an. Die meisten dieser Leute sind in Wirklichkeit gute, herzige Menschen, aber sie wollen verstanden sein. Es ist aber nicht jedermanns Sache, sie zu verstehen und richtig zu nehmen. Es gehört viel Takt dazu, oder vielleicht richtiger gesagt, Herz. Ist aber das rechte Verständnis da, so erschließen sich, und ganz von selbst, wunderbare Schätze eines vollen, reichen Seelenlebens. Solche Menschen haben das Bedürfnis, sich mitzuteilen und von ihrem Reichtum abzugeben. Ja, sie leiden, wenn sie es nicht können, und doch, wo sie empfinden, daß sie nicht verstanden sind, richten sie im Augenblick eine Wand auf, welchen jeden Einblick des Unbefugten verbieten muß. Sie werden einsilbig, ja rauh und abstoßend. Es ist schade drum! Manch herzige Blüte verblüht auf diese Weise unbemerkt am Wege, und manch' liebe Blume ist nie zur Reife gekommen, weil es ihr an warmem Sonnenschein gefehlt hat!

Es kommt manchmal vor, daß solch ein Mensch auf einer Gesellschaft, durch die Anregung der Unterhaltung aus sich herausgegangen ist, und man erinnert sich mit Vergnügen seines geistreichen Geplauders, vor allen Dingen aber des herzlichen Wesens, welches jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen kennzeichnete.

Nun trifft man ihn zufällig bald darauf auf der Straße, im Geschäft oder irgendwo anders und man freut sich wahrhaftig, ihn zu sehen. Man streckt ihm die Hand entgegen. Man öffnet den Mund, um ihn herzlich zu begrüßen, aber die Worte bleiben auf der Zunge. Denn die Mauer, die alte Schranke, das Zurückhaltende, fast rauhe Wesen ist mit einem Schlage wieder da! Und doch ists ein lieber Mensch! Ein Mensch, der von seinem Reichtum geben möchte, ja muß, und es doch nicht über sich gewinnen kann. Schade, jammerschade darum!

So sonderbar es klingen mag, auch Chesterfield, der gewandte Weltmann, war in seiner Jugend einer dieser scheuen Menschen. Er selbst schreibt darüber: „Ich war der ganzen Welt gegenüber die Höflichkeit selbst. Ich nahm meinen Platz stets [illegible] ich am wenigsten auf[illegible] konnte. [illegible] ich zwei mitein[illegible] tuscheln sah, war ich immer überzeugt, daß ich der Gegenstand ihrer Unterhaltung war, und daß sie über mich lächelten!"

Wie der englische Philosoph es dann fertig brachte, seine Schwäche abzulegen und berühmt zu werden, finden wir im Leben häufig Beispiele, wo solche Menschen mit einem Male, nachdem sie ihr reserviertes Wesen verloren haben, einen großen und guten Einfluß auf ihre Umgebung ausübten, denn Takt und Herz sind noch immer die besten Mittel gewesen, um Andere zu gewinnen!

Chesterfield selbst verdankt seine „Bekehrung" einer klugen Frau, welche in dem jungen Manne das erkannte, was ihn später zum berühmten Manne machte. Er hat davon folgende amüsante Schilderung hinterlassen.

„Nach und nach, und ohne es zu merken, schien ich doch etwas von meiner Scheu zu verlieren und eines Tages fand ich sogar den Mut, einer klugen und liebenswürdigen Dame unaufgefordert zu sagen, daß ich der Ansicht sei, daß heute schönes Wetter wäre.

Sie erwiderte darauf sehr höflich, daß dies auch ihre Ansicht sei, und damit war die Unterhaltung, was mich anbelangte, fürs erste vorbei. Nach längerem ernstem Stillschweigen auf beiden Seiten sagte die kluge Frau endlich mit feinem Lächeln: „Junger Mann, ich verstehe Ihre Verlegenheit, und ich bin überzeugt, daß die wenigen Worte, die Sie zu mir gesprochen, Ihnen viel gekostet haben. Aber ziehen Sie sich Ihrer Schwäche wegen nicht von Ihren Mitmenschen zurück! Die Welt sieht und weiß, daß Sie Allen gern gefällig sein möchten, und das ist am Ende die große Hauptsache. Sie wissen nur noch nicht, wie Sie es anzufangen haben, aber das lernt sich! Geben Sie sich einfach und natürlich und sprechen Sie mit mir, wie Sie mit Ihrer Mutter, Ihrer Schwester und anderen Angehörigen sprechen würden! Legen Sie nicht jedes Ihrer Worte auf die Wagschale. So lange es gut gemeint ist, findet das, was Sie sagen, [illegible] den rechten Platz. Es wird schon gehen!"

Und es ist bei dem englischen Weisen gegangen. Er wurde bekannt, beliebt, berühmt!

Möchten sich unsere lieben Mitmenschen, welche heute so sehr unter dem Zwange ihrer Empfindlichkeit leiden, ein Beispiel an diesem Philosophen nehmen!

Indian Pudding.

1 Tasse Semmelkrumen; 1 Quart Magermilch; ½ Tasse Zucker; 2 Eßlöffel zerlassene Butter; ½ Tasse Sirup; ½ Teelöfel Ingwer und Nelken, gemischt; 1 Prise Zimmet. Die Krumen werden mit der kochenden Milch übergossen, die übrigen Ingredienzien hinzugegeben und das Ganze in mäßig warmem Ofen 1½ Stunden bedecken.

Die Schreibmaschine.

Auf die Frage, wer die Schreibmaschine erfunden habe, wird gewöhnlich die Antwort gegeben: Remington. Tatsächlich ist auf ihn die große Verbreitung der modernen Schreibmaschine zurückzuführen; allein Remingtons Schreibmaschine hat eine ganze Reihe von Vorläufern, und die älteste, die die Geschichte der Technik hat nachweisen können, ist die des Engländers Mill, der sich vor rund 200 Jahren, 1714, eine Schreibmaschine patentieren ließ, von der die Patentschrift behauptete, daß sie gestatte, die Buchstaben getrennt und fortlaufend wie in einem Manuskript zu drucken und in den Geschäftsstuben und den öffentlichen Bureaus von wesentlichem Nutzen sein werde. Wie diese Maschine aussah, und wie sie arbeitete, ist nicht bekannt, und es scheint, als ob sich auch kein mit ihr geschriebenes Manuskript erhalten habe.

Etwas jünger, wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammend, ist ein weiterer sehr würdiger Ahnherr der heutigen Schreibmaschine, eine Erfindung Wolfgangs von Kempelen, eines berühmten Mechanikers aus Preßburg. Dessen Erfindung hat mit der Mills das gemein, daß man über sie nichts Genaueres weiß; wohl aber sind noch Manuskripte erhalten, die mit ihrer Hilfe hergestellt sind: im Wiener und im Linzer Blindeninstitut werden noch heute Briefe aufbewahrt, die mit Kempelens Maschine geschrieben sind, und sie zeigen, daß jedenfalls die Schrift schön, sauber und gut leserlich war. Aus dem 18. Jahrhundert stammt noch eine Schreibmaschine von Brahma, von der auch so gut wie nichts bekannt ist, und im 19. Jahrhundert wächst die Anzahl der Schreibmaschinen ziemlich rasch, so daß eine Aufführung aller Erfindungen in dieser Richtung ziemlich weit führen würde. Es seien im folgenden nur wenige herausgegriffen, gewissermaßen die Marksteine auf dem Wege zur heutigen Schreibmaschine. Da ist zunächst die Schreibmaschine des Italieners Pellegrini Turri aus dem Jahre 1808 zu nennen. Es ist die erste Schreibmaschine, von der noch ein Exemplar vorhanden ist. Die Schrift — Turri hat übrigens die Maschine zum Gebrauch einer Blinden angefertigt — besteht aus großen, schöngeschnittenen Antiquabuchstaben. An Klarheit steht sie hinter der heutigen Schreibmaschinenschrift durchaus nicht zurück, ebenso bilden die Zeilenanfänge eine gerade Linie. Heute zu Unrecht vergessen ist die Schreibmaschine eines Mannes, der sich in seiner Zeit nicht durchzusetzen wußte: es ist die des deutschen Erfinders Drais, auf den auch die Erfindung des Fahrrades zurückgeht. Der Geschichtsschreiber der Technik, F. M. Feldhaus, hat darauf hingewiesen, daß Drais bereits im Jahre 1832 eine Schreibmaschine fertiggestellt hat, die sicherlich ganz vortrefflich war. Ein berühmter Mathematiker, von Langsdorf in Heidelberg, gab das Gutachten ab, sie sei wegen der Wichtigkeit des Zweckes der größten Aufmerksamkeit wert, und Sachverständige des Mannheimer Oberhofgerichtes gaben am 1. Juli 1833 ihr Urteil dahin ab, der Mechanismus der Draisschen Schnell-Schreibmaschine beruhe auf einer sehr sinnreichen, einfachen und dauerhaften Konstruktion und läßt keinen Zweifel darüber, daß sich die berühmten Tasten genau und vollständig in dem auf der Walze aufgewundenen Papierstreifen eindrücken.

In Baden, der Heimat des Erfinders, gab es damals noch keinen Patentschutz, und die Bewilligung eines Privileg, wegen der sich Drais an das Ministerium des Innern wandte, wurde abgelehnt. Die Erfindung wurde aber dennoch bekannt gemacht, und zwar durch Drais selber, der eine Beschreibung dem deutsch-englischen Anzeiger in London einsandte, von dem aus sie in das „Mechanics Magazine" überging. Die ungeschützte Erfindung war somit den Engländern bekannt gegeben! Es läßt sich schwer verfolgen, was die Engländer damit machten; aber es ist ziemlich wahrscheinlich, daß ihre und der Amerikaner Erfindungen wenigstens mit der deutschen im Zusammenhange stehen. Aus allen bekannten Schreibmaschinenerfindungen destillierten die Amerikaner dann etwas Brauchbares heraus. In den 60er Jahren fing Sholes an, Schreibmaschinen zu bauen; er war geradezu unermüdlich und baute nacheinander über 20 Modelle, deren vollkommenstes Remington aufgriff und geschäftlich ausnutzte.

Der gewissenhafte Nachtwächter.

Beim Dorfschulzen zu D. in Niedersachsen sind die Bauern versammelt und beraten über Einnahmen und Ausgaben. Beim Nachtwächterlohn angekommen, bemerkt der Nachbar Lohmann: „Dat Geld för den Nachtwächter is ook wegsmeeten; ick hew den Nachtwächter Paukschen in twee Johrn noch nich fleuten hört."

Am anderen Tage hält der Schulze dem Nachtwächter dies vor und sagt: „Paukschen, ower di is Klog inlooven; du büst nich am Posten; Lohmann seggt gistern, er hätt di in twee Johrn noch nich fleuten hört."

Am Abend, als Lohmann längst zur Ruhe gegangen, hört er unausgesetzt den Nachtwächter unter seinem Fenster pfeifen. Nachdem er dies eine Weile mitangehört, macht er sich endlich auf ans Fenster und ruft: „Paukschen, Minsch, wat is mit di hüt los?"

„Joa," sagt Paukschen, „du häst jo gistern seggt, dat du mi in twee Johrn nich häst fleuten hört; du sollst doch nich to Schaden kamen, und nu wull ick hüt allens nachholen."

Die ersten Malstudien.

Die Kinderbilderbücher unserer Zeit lassen sich in zwei Teile zerlegen; in solche, die es gut meinen und in andere, die wirklich gut sind, d. h. i. nützlicher Weise und in der richtigen Art auf unsere Kleinen einwirken. Jedenfalls ist es von der größten Wichtigkeit, ihnen von allem Anfang an gutgezeichnete charakteristische Bilder vor Augen zu führen und überhaupt den Wunsch, mit Schieferstift und Bleifeder Zeichenstudien zu treiben, bei ihnen hervorzulocken. Mit welchem Vergnügen erinnere ich mich unserer ersten Versuche unter Anleitung der Mutter auf der Tafel! Wir nannten das natürlich „malen". Unser Mütterchen verband nämlich mit diesem Unterricht allerlei interessante Geschichten und die Zeichnungen entstanden dadurch spielend. Sie erzählte von einem Bauer, der sich ein Haus baute, und fing mit einem kleinen Punkte an; als die Geschichte aber fertig war, stand ein langbeiniger Storch mit einem ungeheuren Schnabel zum allgemeinen Jubel auf der Tafel. Häuser wurden gemalt mit gewaltigen Rauchwolken aus dem Schornstein, Pappelalleen, tanzende Männer und Frauen, Treppen von der einfachsten Hühnerleiter bis zur stolzesten Schloßterasse und im höheren Kurs sogar Pferde und Hunde. Dazwischen schnitten wir auch Silhouetten und manche niedliche Figur verdankten wir der lieben schlichten Mutterhand.

Das beliebte Ausmalen der Bilderbogen sollte man nie ohne ernsten Rat und Beistand seinen Lieblingen überlassen. Statt über ein grünes Gesicht und blaue Haare zu lachen, gehe man ihnen mit aller Gewissenhaftigkeit in der richtigen Wahl der Farben zur Hand. Wie oft hört man eine Mutter klagen: „Ich weiß meine Kinder nicht still zu halten, sie bringen mich um durch ihren Lärm!" Dieser Seufzer beweist, daß der mütterliche Zeichenunterricht in der Kinderstube noch nicht mit dem gehörigen Ernst betrieben wurde. Die wildesten Knaben sind bei der richtigen Anleitung stundenlang an eine Schiefertafel oder ein Blatt apier zu bannen und der Rat der Mutter bildet dabei die höchste Instanz.

Das Bild eines eifrig malenden Kindes ist obendrein für die Augen der Eltern eine so reizende Studie, daß sie nicht versäumen sollten, sich diesen herzerquickenden Anblick möglichst oft zu verschaffen. Wie sie dasitzen, die kleinen Arbeiter, ganz in ihre Aufgabe versenkt, mit heißen Wangen und vorgeschobener Unterlippe, ohne aufzublicken! Die wirren Locken fallen über die Stirn, mögen sie hängen, die kleine Hand hat keine Zeit, sie wegzustreichen. Aber wer beschreibt den strahlenden Blick der Kinderaugen, wenn das „Bild" endlich vollendet ist, und welche Mutter vergäße ihn! Er zeigt die Genugtuung des ersten Schaffens, die leuchtende Befriedigung nach vollbrachter Arbeit. Ach, aller spätere Ruhm bringt uns nicht e i n e Freude, wie sie das erste Lob des Vaters oder der Mutter uns spendet, wenn wir ihnen unsere ersten „Kunstleistungen" hintragen, um von den geliebten Lippen zu hören: „Das hast du gut gemacht, mein Kind, das ist wirklich hübsch geworden!"

Nach meinem Gefühl gehören in die Kinderstube hübsche, den kindlichen Sinn anregende Bilder. Formen und Farben in der täglichen Umgebung müssen das junge Auge, das manchmal viel wachsamer ist als große Leute gemeiniglich denken, wohltuend berühren. Nach der gewöhnlichen Meinung ist leider alls gut genug für die Kinderstube. Nicht nur das Ausrangierte, auch das absolut Häßliche findet darin noch seinen Platz. „Weil die Kinder doch alles zerstören", wirft man ein. Das ist aber nicht der Fall, behaupte ich. Lehrt die Mutter sie, was schön ist, achten und schonen, tun sie es auch im allgemeinen, besonders die kleinen Mädchen, und der Zerstörungstrieb der Kinder ergeht sich meist nur an Dingen, die ihnen direkt oder indirekt von den Erwachsenen als wertlos bezeichnet werden, oder aus Neugierde, zu erfahren, was darin steckt. Ein Kind besitzt ein viel feineres Unterscheidungsgefühl als wir ihm häufig zutrauen.

Anfänglich ist alle Kunst Spielerei, aber nach den ersten Versuchen tritt schon der Wille zum Formen schöner Gebilde hervor, und was früher dem Zufall anheimgestellt wurde, wird später bewußt betrieben. Das Gelingen verdoppelt die Freude.

Die vier Teilhaber.

Im Jahre 1869 gastierte Adeline Patti in der durch ihre Tulpenzucht berühmten holländischen Stadt Mastricht. Da die berühmte Sängerin damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand, mußte der Direktor des dortigen Theaters ihr für das Gastspiel ein recht ertleckliches Sümmchen zahlen. Um diese Ausgabe wieder einzubringen, erhöhte er die Eintrittspreise um das Dreifache.

Vier musikliebende Mastrichter Bürger, die nicht eben reich waren und doch die Patti gar zu gern wenigstens einmal auf der Bühne gehört hätten, kauften sich nun zu einer Aufführung von Donizettis „Lucia von Lammermoor" zusammen eine Eintrittskarte und losten untereinander aus, wer von ihnen den ersten, zweiten, dritten oder vierten Akt genießen solle.

Alles klappte an dem Vorstellungsabend wunderschön — bis zum vierten Akt. War ein Akt zu Ende, so eilte der jeweilige Inhaber während der Pause in das dem Theater gegenüberliegende Café „Venetien" und händigte seinem Nachfolger die Eintrittskarte aus. Als nun die Reihe an den vierten kommt, einen braven Hutmacher, namens Grooneyer, eilt dieser hochbeglückt in den Musentempel, nimmt seinen Platz ein und wartet ungeduldig auf das Hochgehen des Vorhangs.

Wer aber beschreibt die Enttäuschung des Aermsten, als der Tenor sofort den Akt mit der Trauerarie eröffnet: „Lucia ist tot". Noch hofft Grooneyer, Lucia würde vielleicht doch noch einmal lebendig werden. Aber der Akt geht zu Ende, ohne daß der Geprellte, der den Inhalt der Oper nicht kannte und daher auch nicht wußte, daß Lucia von Lammermoor tatsächlich bereits im dritten Akt stirbt, die Patti auch nur zu Gesicht bekommt.

Wütend stürmt er sofort nach Schluß der Vorstellung in das Café, und als er die schadenfroh lächelnden Mienen seiner Freunde sieht, verliert er vollends jede Selbstbeherrschung, schimpft seine drei Genossen wiederholt „Betrüger", droht mit gerichtlicher Klage und wird schließlich von dem Wirt wegen Unruhestiftung unsanft vor die Tür gesetzt.

Die Folge war erstens eine Beleidigungsklage der drei öffentlich als „Betrüger" Bezeichneten gegen den Hutmacher Grooneyer, die mit der Verurteilung dieses zu einer erheblichen Geldbuße endigte. Zweitens eine Klage Grooneyers gegen die drei übrigen Teilhaber an der Eintrittskarte zu „Lucia von Lammermoor" auf Rückerstattung des von ihm gezahlten Beitrags. Der Prozeß ging durch alle Instanzen. Der Hutmacher verlor ihn endgültig, was wieder einen Batzen Geld kostete. Schließlich: Der Direktor des Mastrichter Theater klagte, aufmerksam gemacht durch den von Grooneyer angestrengten Zivilprozeß, gegen jeden der vier Teilhaber auf Nachzahlung des vollen Eintrittspreises, da die Karten laut Aufdruck „nicht übertragbar" gewesen seien. Auch dieser Rechtsstreit durchlief sämtliche Instanzen. Die schlauen Patti-Schwärmer mußten bluten, es half alles nichts. Die teure Eintrittskarte, die Prozeßkosten, dazu noch all der Aerger — es wurde ein sehr kostspieliger Theaterabend, am kostspieligsten natürlich für den Genießer des vierten Aktes, den cholerischen Grooneyer.

Abgewehrte Huldigung.

Als im Jahre 1848 Lamartine Präsident der provisorischen Regierung war, erzwangen sich einmal eine Anzahl Deputierte der „Vesuviennes" eine Audienz bei ihm, indem sie ohne weitere Formalitäten in das Zimmer des Stadthauses drangen, das Lamartine als Arbeitszimmer benutzte. Nun waren aber diese „Vesuviennes" zu damaliger Zeit dasselbe, was man zu anderen Zeiten der französischen Geschichte „Tritoleusen", wieder zu anderen „Petroleusen" genannt hat, daß heißt Damen von nicht zu bestreitender Unerschrockenheit und Tatkraft, aber im großen ganzen jedes weiblichen Liebreizes bar. Der berühmte Dichter war daher von ihrem ungebetenen Eintritt nichts weniger als angenehm berührt, erkundigte sich jedoch höflich nach den Wünschen der Damen.

Sofort ergriff die Sprecherin das Wort. „Bürger," sagte sie mit aller Liebenswürdigkeit, die sie auftreiben konnte, „der Klub der Vesuviennes schickt uns als Deputierte an Sie, Ihnen zu sagen, wie sehr wir Sie bewundern. Wir sind unser fünfzig und haben Befehl erhalten, als Zeichen unserer außerordentlichen Hochachtung Sie der Reihe nach zu — küssen!"

Die Haltung und Miene, mit der die etwa zwei Zentner schwere Holde diese Drohung aussprach, ließ den Präsidenten nur zu deutlich erkennen, daß er auf keinen Pardon zu rechnen habe, und daß er mit einer Abweisung nicht durchdringen werde. Die Gefahr des Augenblicks jedoch inspirierte ihn.

„Bürgerinnen," begann er mit tadelloser Höflichkeit, „empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die freundschaftliche Gesinnung gegen mich, die Sie da zum Ausdruck bringen. Erlauben Sie mir nur, Ihnen in größter Hochtung zu bemerken, daß Damen wie Sie, ausgesprochene Patriotinnen nicht länger dem schwachen Geschlecht zuzuzählen sind, sondern daß sie Männer, ehrenwerte, uns gleichstehende Männer sind. Männer aber küssen einander nicht, sondern äußern ihre Zuneigung durch einen kräftigen Händedruck. Gestatten Sie also, daß ich Ihnen die Hände schüttle!"

Damit ging er von einer zur anderen und schüttelte ihnen bieder und herzhaft die Hände, froh, der ihm zugedachten Liebkosung entgangen zu sein.

Alles schon dagewesen.

Eine Verordnung des Hochfürstlichen Würzburgischen Polizeigerichts vom 22. September 1749 hat folgenden Wortlaut: „Da die Erfahrniß zeithero gegeben hat, daß durch fast allgemeinen Umgang der weiblichen Dienstboten mit den Soldaten nicht nur verschiedene Ungebühren vorgehen, sondern auch den Dienstherren große und merkliche Beschädigungen vermittelst heimlicher Abtragung von Brot, Fleisch, Wein und dergleichen zugezogen werden: also wird hiemit den Dienstmägden aller Umgang sowohl auf den Gassen als in den Häusern mit den Soldaten dergestalten verboten, daß im widrigen solche Dienstmägde sogleich des Dienstes verlustiget und dieselben aus der Stadt, auf weiteres Betreten aber in das Spinnhaus verwiesen werden sollen."

„Rache ist süß,"

sagt das Sprichwort, und in der Tat muß das Auskosten dieser Leidenschaft etwas geradezu Berauschendes in sich bergen, um die Mühe und Arbeit zu begreifen, die manche Menschen sich machen, um ihre unbezähmbare Rachegelüste zu befriedigen.

Direkt komisch wirkt zum Beispiel ein Fall, der vor Jahren das Gericht in Leeds in England beschäftigte. Herr Bentley, ein zurückgezogen lebender Arzt, besaß einen Hund, der durch wütendes Gebell fortgesetzt die Nachtruhe des Herrn Fielding, eines Naturforschers und nächsten Nachbarn des Arztes, störte. Fielding beschwerte sich wiederholt darüber, aber ohne Erfolg. Schließlich klagte er, aber auch das half ihm nichts, denn Bentley wies nach, daß er eines Hof- und Wachhundes bei der einsamen Lage seines Hauses nicht wohl entraten konnte. Der Hund bekäme satt zu fressen und leide nie Wassermangel; die Ursache des Bellens könne er nicht angeben. Dem Hunde das Bellen durch Schläge abzugewöhnen, könne er sich nicht entschließen, denn ein Wachhund, der nicht belle, nütze ihm nichts. Wie gesagt, die Klage des Herrn Fielding wurde abgewiesen, und er hatte zu seinem Schaden auch noch das etwas spöttische Lachen seines siegfrohen Nachbarn mit in Kauf zu nehmen.

Eine Woche später entdeckte das Gesinde Bentleys in fast jedem Raume des Hauses ganze Züge von kleinen roten Ameisen. Die Ameisenpest mußte das Haus ganz plötzlich überzogen haben, denn niemand konnte sich enträtseln, woher die lästigen Insekten kamen. Allen Gegenmitteln zum Trotz vermehrten sie sich von Tag zu Tag in ungeheuerster Weise. Nichts half, und die Hausbewohner verzweifelten. Schon hatte der Arzt sich entschlossen, sein Haus zu räumen, als er eines abends eine überraschende Entdeckung machte. Einer vergessenen Angelegenheit wegen hatte er sich aus seinem Schlafzimmer noch einmal in die unteren Räumlichkeiten begeben, als er plötzlich ein verdächtiges Geräusch vernahm. Er ging ihm nach und war nicht wenig erstaunt, seinen lieben Nachbarn Fielding anzutreffen, der eben im Begriff war, einen ganzen Sack voll der kleinen Insekten durch das offene Kellerfenster ins Haus zu schütten. Damit war das „rote Geheimnis" enthüllt, und nun wurde Fielding verklagt. Bei der Gerichtsverhandlung gab er unumwunden zu, daß er seit einem Monat Abend für Abend einen oder auch mehrere Säcke voll Ameisen in das Haus seines feindlichen Nachbarn gebracht habe. Er ward zu einer bedeutenden Geldstrafe verurteilt, die er sofort erlegte. Dann verließ er stolz, mit hocherhobenem Haupte im Vollgefühl befriedigter Rache den Gerichtssaal.

Ein anderer, aber furchtbarer Racheakt war der eines Chemikers namens Newman. Der Chemiker war mit einem jungen Mädchen verlobt gewesen; aber dieses hob ohne stichhaltigen Grund eines Tages das Verlöbnis auf und verheiratete sich kurze Zeit nachher mit einem Architekten. Wie sehr der Treubruch des Mädchens ihn verletzt hatte, zeigte der Chemiker nicht, aber er brütete Rache. Vierzehn Monate nach der Hochzeit des jungen Paares sandte er seinem glücklichen Rivalen durch die Post ein Flacon, das die Etikette des bekannten Parfüms „Jockey Club" trug, in Wirklichkeit aber eine Reinkultur von Typhusbazillen in einer leicht parfümierten Bouillonlösung enthielt. Sowohl der Architekt wie seine junge Frau rochen daran, und innerhalb eines Monats waren beide Eheleute dem Typhus erlegen. Das Verbrechen wurde entdeckt, und Newman sühnte seine entsetzliche Tat am Galgen.

Schlagfertige Erwiderung.

Der Maler Wilhelm v. Kaulbach war nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein geistreicher Mensch. Einst war ihm vom Fürsten L. der Auftrag geworden, eine Dame seiner Verwandtschaft zu malen, aber der Fürst, der den Künstler wiederholt während der Arbeit besuchte, hatte jedesmal eine Menge Ausstellungen an dem werdenden Bilde zu machen, verlangte mehr Ausdruck in den Zügen, mehr Leben in dem Blick, zartere Fleischtöne und eine Menge anderer Dinge, die der Maler durchaus nicht am Originale zu entdecken vermochte.

Das Bild war schließlich schon ziemlich weit vorgeschritten, als der Auftraggeber abermals erschien, das Porträt eine Weile betrachtete, den Kopf schüttelte und sich mit den Worten an den Künstler wandte: „Aber, lieber Kaulbach, mir scheint es doch, als ob Ihr Pinsel anfinge, alt zu werden!"

„Sie mögen recht haben, Durchlaucht, versetzte der Meister, „aber ich meine, für einen alten Pinsel ist er noch immer gut genug!"

Ermunterung.

Junger Dichter: „Wie ich sehe, haben Sie sich den ersten Roman, den ich geschrieben, zugelegt!"

Parvenü: „Aber selbstverständlich! Sie können ruhig noch einen zweiten schreiben . . . den kaufen wir uns auch!"

Durch die Blume.

Gast: „Herr Wirt, warum nennen Sie mich auf einmal Herr Bergwerksbesitzer?"

Wirt: „Weil Sie eine so große Zeche haben."

Ausnahme.

Mama: „Der erste Mensch würde aus Lehm geschaffen."

Die kleine Baroneß: „Aber nicht wahr, wir sind aus der königlichen Porzellanfabrik?"

Der Schrecken der Dünen.

Unter der Bezeichnung „Dünen" versteht man jene langgestreckte Hügel, die der Seewind aus dem Meeressande aufbaut und die sich in einer oder mehreren Reihen hinter einander an den gedehnten Flachküsten Ostfrieslands, Schleswigs, Ostpreußens, Belgiens, des südwestlichen Frankreichs, Hollands usw. hinziehen. So großen Nutzen nun auch diese natürlichen Bollwerke gegen den Anprall des Meeres gewähren, um so viel besser sie auch als die von Menschenhänden errichteten künstlichen Dämme und Deiche den ein- und andrängenden Meereswogen zu widerstehen vermögen, übersehen darf man nicht, daß die Stranddünen trotz dieser großen Vorteile dem Festlande stellenweise auch sehr bedeutenden Schadn zufügen. Aus beweglichem Sande entstanden, haben sie fortwährend das Bestreben, landeinwärts fortzuschreiten. Diese Eigenschaft macht sie oftmals zu einer verwüstenden Landplage. Das hat die Ostseeküste Preußens erfahren, wo im Verlaufe von 50 Jahren von dem Schmolsiner Strandforst 8000 Morgen Waldes unter dem Sande begraben sind und aus den mit einer Schnelligkeit von 40 bis 50 Fuß alljährlich vorrückenden Sandbergen nur noch die Wipfel der 60 bis 80 Fuß hohen Kiefern hervorragen. Noch furchtbarer und schrecklicher zeigt sich die verheerende Gewalt der Dünen im Departement les Landes im südwestlichen Frankreich. Hier sind zwischen den Mündungen des Adour und der Gironde nicht weniger als 217 Quadratmeilen Landes mit ungefähr 60 Fuß hohen Dünen bedeckt, die mit ihren Sandmassen nicht nur Waldungen und fruchtbare Felder, sondern auch ganze Dorfschaften für immer verschüttet haben. Ein gleiches Schicksal der Versandung hat manches Dorf an der Küste von Cornwall in England ereilt, nicht minder sind an der Küste Irlands durch die stetig fortwandernden Sandberge blühende Besitzungen vom Erdboden vertilgt worden. Auf der Küste von Donegal war vor 80 Jahren noch die Herrschaft des Grafen Boyne eine der schönsten Besitzungen der Umgegend, aber schon wenige Jahre später steckte das herrschaftliche Schloß bis an's Dach im Dünensande und die jetzige Generation kennt den einst so prächtigen Bau des englischen Pairs nur von Hörensagen.

Und doch hat der Mensch nach langem Suchen ein Mittel gefunden, mit dem er die furchtbaren Verheerungen der Stranddünen erfolgreich bekämpfen kann. Es besteht dasselbe in einer systematischen Besamung der Dünen mit Fichten und Ginster; allerdings eine sehr mühsame Arbeit, bei der es dem Urbauer des sterilen Bodens nicht an Ausdauer und Geduld fehlen darf. Eine einzige Sturmflut zerstört oft die Arbeit vieler Jahre, aber der menschliche Geist läßt sich durch solche Mißerfolge nicht entmutigen. Er pflanzt wieder von neuem Schößlinge in den lockeren Sand und gönnt sich nicht eher Rast, bis es ihm schließlich gelungen ist, dem Einwandern der Dünen einen grünenden Wall entgegenzustellen. Auf diese Weise hat z. B. die preußische Regierung an der Ostseeküste dem Vorrücken der Dünen Einhalt getan.

Das Mutterherz . . .

Ein österreichischer Offizier, der an der serbischen Grenze steht, schildert in einem Brief, den die „Neue Freie Presse" mitteilt, folgende Episode: Bei einem Truppendivisionskommando erschien dieser Tage plötzlich eine alte Bäuerin, die von Szegedin aus nach endlosen Tagesmärschen im Regen die aufgeweichten Straßen entlang gewandert war, um ihrem achtzehnjährigen Sohn, der als Freiwilliger bei einem ungarischen Infanterie-Regiment steht, persönlich Wäsche zu bringen. Unzähligemal war sie unterwegs angehalten worden, immer wieder aber hatten sich gutherzige Menschen gefunden, die ihr fortholfen und den Weg wiesen. Bei der Truppe endlich angelangt, wollte man sie nicht zu ihrem Sohn lassen, bis ihre Bitte dem Divisionär, einem Feldmarschalleutnant, vorgebracht wurde. Gerührt über so viel Mutterliebe, ließ der Kommandant den jungen Krieger holen, und es spielte sich nun eine innige Szene des Wiedersehens ab. Die brave Mutter wurde nun von den Offizieren reich beschenkt, und befriedigt trat sie den Rückweg an.

Genau nach Vorschrift.

Ein Anwalt in Baltimore hatte einen Officejungen, der die unangenehme Angewohnheit besaß, in anderen Bureaus zu erzählen, was in seinem eigenen vorgegangen. Der Anwalt wollte den Jungen nicht entlassen, er rief ihn in sein Privatbureau und hielt ihm einen längeren Vortrag:

„Du mußt niemals hören, was Anderen gesagt wird; tue nur, was man dir sagt und verschließe Deine Ohren jeder Unterhaltung, die dich nichts angeht."

Die Moralpauke hatte in Gegenwart der Sekretärin stattgefunden und der Anwalt wollte gleichzeitig auch ihr eine Lektion erteilen:

„Fräulein Braun, haben Sie gehört, was ich soeben gesagt habe?"

„Nein, Herr Franklin", antwortete prompt die Sekretärin.

Aufmerksam.

Dame: „Wird der Hauptmann überrascht sein, wenn er mein Liebesgabenpaket erhält. Der schrieb mir nämlich, seine Leute hätten ihm den Unterstand mit Tisch und Stühlen ausgestattet. Da habe ich sofort für den Tisch ein reizendes Deckchen gehäkelt."